

Die Entführung.

Roman von H. Gronz

(16. Fortsetzung und Schluss)

Dort zwischen den Hügeln liegt das Waldhaus. Es sieht aus wie ein Turm und liegt nicht an der Straße, erklärte er. „Soll ich bei Ihnen bleiben?“

Amberg verneinte und jagte weiter.

Den Mann, der knapp vor dem Dorfe am Wege saß, hatte er nicht bemerkt. Es war der Stroch, der, als er Amberg wieder gefahren noch frisch sah, in den benachbarten Ort schaffte nach dem blauen Wagen geforscht hatte, da in Neudorf niemand etwas von ihm wußte.

Soeben war er heimlich wieder zurückgekommen.

Als er Amberg an sich vorüberjagen sah, war es mit aller Müdigkeit vorbei. Er sprang auf und jagte ihn nach.

Er hatte keine Ahnung, wohin und wie weit der Ritt ging, schaute sich aber, dem Mann, der so gut zu ihm gewesen, nahe zu sein, falls er in Gefahr käme.

Amberg hatte nach fünfzehn Minuten das Waldhaus erreicht. Ein Stuhl davon entfernt, sprang er ab, und band das Pferd an einen Baum, versicherte sich, daß sein Revolver rasch erreichbar sei, schlich an die Wanken heran und kletterte an einer Stelle, von der aus man ihn von keinem der Fenster des Hauses aus sehen konnte, darüber.

Er befand sich jetzt an der schmalsten Stelle, zwischen der grauen Mauer und der dickeren Palisade. Er lauschte. Nichts regte sich. Amberg schlich bis an die Ecke des Hauses und sah, jetzt den Hof vor sich.

„Gegen wie viele werde ich mich zu wehren haben?“ dachte er, zögerte aber keinen Augenblick in seinem vorsichtigen Vordringen. Jozefs Meinung deutete ja auf augenblickliche Gefahr. Da durfte man nicht zögern, höchstwahrscheinlich schwebte der alte Herr in Todesängsten und mußte so schnell wie möglich erfahren, daß ihm Hilfe nahe sei.

Immer dicht am Hause bleibend, bemerkte Amberg, daß nur zwei von den Parterrefenstern vergittert waren.

Er lugte durch eines dieser Fenster, konnte aber niemand dahinter gewahren. Bräuner sah nämlich, seit er den rätselhaften Fall vor seiner Wohnung vernommen, mit dem Feuerhaken bewaffnet dicht hinter der Tür — bereit, den ersten, der da hereinkommen würde, niederzuschlagen.

Bräuner vernahm das Schließen im Hofe draußen, aber er regte sich nicht und war froh, daß man ihn vom Fenster aus nicht sehen konnte; er fürchtete eine tödliche Kugel von dort her, sobald er sich zeigte. Jetzt trock er — lauschte angstregt — es regte sich etwa im Hofe. Eine Fensterscheibe klirrte, dann noch eine — dann knarrte eine Tür.

Amberg war es; da er die Haustür verschlossen fand, war er durch eins der nicht vergitterten Fenster in das Haus gelaufen.

Jetzt befand er sich in Birus Zimmer.

Ein großes, offenes Schnappmesser lag neben einem Stuhle auf dem Tisch. Amberg klappte das Messer zu und steckte es ein.

„Eine Waffe weniger für die Schurken!“ dachte er und ging weiter. Da regte es sich hinter ihm. Wilschnell schwang sich ein Mann durch das Fenster.

Schon hält Amberg den Revolver schußbereit — aber er schießt nicht; ein brauner Mann steht dem ins Auge, dessen Leben er nehmen muß.

Es ist gut, daß Amberg nie den Kopf verliert. Er senkt die Waffe und laßt sie.

Der Stroch steht vor ihm in seiner Demut und Frechheit.

„Es ist mir angenehm, mein Herr,“ sagte er, „daß Sie mich nicht niedergemacht haben. So kann ich Ihnen sagen, daß ich fleißig nachgeforscht habe. Freilich, gefunden hab' ich nichts. Da sind Sie, wie mir scheint, glücklich geworden.“

Amberg nickte nur.

„Neben Sie nicht laut,“ ermahnte er ihn. „Wir wissen nicht, wie viel Leute im Hause sind und wo der Entführer ist. Also Vorsicht!“

Er öffnete die Tür und tritt auf den Gang; dann tut er einen langen Atemzug und wird blaß.

Der Stroch drängt nach und preßt die Hände aneinander. Zwei Paar Augen harren eine Weile auf den am Boden hingestreckten Mann.

Sie sehen ihn nicht ganz deutlich in dem finsternen Gang; aber das Gewehr, das neben ihm liegt, ist gut zu erkennen, seine Silberknöpfe haben sich klar von dem dunkeln Holz ab, und ebenso deutlich kann man die Jagdtasche sehen.

„Ju späl!“ murmelte Amberg tief vor sich. „Ju späl!“ laut er dann ohne weitere Vorrede, denn er nimmt an, daß man den Toten allein gelassen hat.

Diesem lauten „Ju späl!“ aber antwortet ein Gähren, ein Jodelschrei.

„Amberg!“ ruft eine dem Adjunkten wohlbelannte Stimme. Ihn wird plötzlich ganz leicht ums Herz. Er schießt zur Tür, neben der, mit dem Gesicht nach unten, der Tote liegt. Während er den Schlüssel umdreht, öffnet der Stroch die Haustür. Nun ist es ganz hell auf dem Gang, in dem zwei tief erschütterte Männer einander in die Arme sinken.

„Gott sei Dank!“ sagte Amberg froh, als Bräuner sich wieder aufrichtete, und dieser wiederholt die Worte aus tiefstem Herzen.

Gleich darauf aber weicht er vor dem Tode zurück.

„Amberg folgte seinem Blick.“

„Das ist wohl einer der Schurke, die Sie gefangen hielten?“ fragte er. Bräuner nickt.

„Ich will ihm vergeben,“ sagt er nach einer Weile, „denn — er hat mich befreien wollen. Sehen Sie, er hatte alles zur Flucht vorbereitet — für sich und mich.“

„Wahrhaftig,“ murmelte Amberg. „Und wissen Sie, wer er ist?“

fragte Bräuner bitter lächelnd. „Sie haben in meinem Hause sicher schon von meinem liebsten Jugendfreund Kassony reden hören. Dieser da — ist sein Sohn! Sein Genosse aber befindet sich zurzeit schon im Besitz des Vögelgeses und vermutlich auf dem Weg hierher.“

„Da heißt es eilen!“ erwiderte Amberg. Und zu dem Herumtreiber gewendet: „Sie bleiben hier. Der Neudorfer Bürgermeister wird bald mit mehreren Leuten zur Stelle sein. Für den Fall, daß ein einzelner Mann —“

„Ein Kletter mit einer Keilschnecke,“ vervollständigte Bräuner. „... „antommt.“ fuhr Amberg fort, „hier haben Sie einen Revolver. Sie können doch schießen?“

„So viel schon, daß ich von ganz nahe einen in das Bein treffe,“ meinte der Mann gemütsruhig.

„Aber,“ verlegte Amberg, „da kommen ja schon mehrere Leute. Nun brauchen Sie auf keinen Fall zu schießen.“

Tatsächlich war der Bürgermeister mit drei handfesten Anechten eingetroffen. Sie blieben mit dem Freunde des Adjunkten im Waldhause zurück, während dieser in großer Eile mit Bräuner in dem Wagen, in dem die anderen gekommen waren, nach Neudorf fuhr.

Dort war bald eine bequeme, geschlossene Kutsche in Bereitschaft gesetzt, in der Bräuner und der Adjunkt ihre Fahrt fortsetzten.

Gegen vier Uhr befanden sie sich in der Gegend von Wigelndorf.

Da sagte ein Kletter an ihnen vorbei. Amberg drängte Bräuner schnell in die dunkelste Wagenecke.

Der alte Herr begriff sofort.

„Was er es“, fragte er hastig.

„Ja, es war ein Kletter mit einer Keilschnecke. Ich habe ihn trotz des Nebels deutlich gesehen.“

Amberg sagte es mit einem harten Lächeln und fügte hinzu: „Nun, er wird die hunderttausende Gulden nicht lange behalten. So schnell, wie er geht nicht jeder Verbrecher in die Falle, die er seinem Opfer gestellt hat.“

Siebzehntes Kapitel.

An dem gleichen Tage gegen drei Uhr ritt Fräulein Wilesta, von Groß-Engersdorf kommend, die Straße nach Mühleiten entlang. Sie befand sich auf dem Heimweg und machte, um nicht gar zu früh nach Hause zu kommen, einen Umweg. Ihre Lanze hatte nämlich gewinkt, daß sie erst gegen Abend heimkommen sollte; aber Johanna hatte es bei Frau Poigner einfach nicht mehr ausgehalten, ahnte sie doch, daß ihre Tante sich in einer gefährlichen Lage befand.

Johanna hatte den ganzen Tag keine ruhige Stunde gehabt und war auch jetzt sehr aufgereg.

Wie sie so durch den ziemlich dichten Nebel ritt, lauschte und spähte sie nach allen Seiten und als einmal eine verdächtige Gestalt in ihrem Gesichtskreis auftauchte, griff ihre Hand sofort nach dem Revolver, den sie bei sich trug.

Aber sie bedurfte seiner nicht. Der Mann, ein sehr bekannter Waldarbeiter, grüßte sie höflich die Mühe, als er an ihr vorbeiging, und sie lächelte arglos über ihre Nerven.

Frau Bräuner befand sich um diese Zeit allein in der Halle. Im Herrensahle waren seit Jahren nur die weiblichen Dienstmädchen; von der Straße her konnte jeder ungehindert zu Frau Bräuner gelangen, denn keine der Türen, die zu ihr führten, war verriegelt.

Wie jetzt hatte aber doch niemand den freien Zutritt benutzt und Frau Emma wurde schon ungeduldig.

Soeben stellte Anna ein Glas Wasser vor sie hin, als die Tortilange ertönte.

„Sehen Sie nach, wer es ist“, sagte Frau Bräuner. Anna trat an das Fenster.

„Ein Mann mit einer großen Tasche steht draußen“, berichtete sie. „Sie sah nicht, wie ihre Herrin die Türe geöffnet hatte, sie hörte nur Frau Bräuner ganz ruhig sagen: „Das wird dieser Herr Mann-“

ners sein. Führen Sie ihn zu mir und sorgen Sie dafür, daß wir ungestört bleiben.“

Anna ging. Kurz darauf meldete sie: „Herr Agent Wanners.“ Frau Bräuner sah den Eintretenden aufmerksam an. Sie bemerkte sofort, daß der Zeigefinger seiner rechten Hand verbunden war, und daß der Besitzer dieser flolgigen Hand nicht ganz so unheimlich ausah, wie sie sich ihm vorgestellte.

„Biro Jmre war guter Laune; er hatte gemerkt, daß Frau Bräuner sich streng an die Vorschriften in ihres Mannes Brief hielt, daß auch sie ihn also keine Schwierigkeiten bereiten würde.“

Er verneigte sich stumm vor ihr. Anna hatte bereits die Tür hinter sich geschlossen.

Nun waren die zwei ungeklärt und es entwickelte sich ein kurzes Gespräch.

„Sie bringen mir einen Brief von meinem Mann?“

„Ja, hier ist er.“

„Ist mein Mann gesund?“

„Er befindet sich wohl.“

„Und wird sofort freigelassen werden?“

„Sobald ich wieder zu Hause bin.“

„Wann darf ich ihn erwarten?“

„Bald, gnädige Frau. Mehr kann ich nicht sagen.“

Das beglückte Frau Bräuner. Sie schnitt das Kuvert auf und las den Brief.

Er enthielt nur wenige Zeilen.

„Liebe Emma!“

„Fertige meinen Bote rasch und mit der Dir eigenen Güte und Besonnenheit ab. Zum Zeichen, daß wirklich Dein Mann der Schreiber dieser Zeilen ist, setze ich das Datum und das Zeichen her, die in Deinen Trauring eingraviert sind. Herzlichsten Gruß und — auf frohes Wiedersehen.“

„Dein Karl.“

Unter dem Namen stand das Datum ihrer Vermählung und daneben waren zwei ineinander verschlungene Hände gezeichnet.

Frau Bräuner hatte ihren Trauring, seit er ihr angedacht worden, nie mehr vom Finger gelassen —

Sie war also sicher, daß es ihr Gatte war, der den Leberbringer dieses Briefes geschickt hatte.

„Führen Sie mich in jenes Zimmer, an meinen Schreibtisch“, sagte sie ruhig zu ihrem Besucher und zeigte auf die Tür.

Biro tat, wie ihm geheißen wurde.

Frau Bräuner schloß die große Mittelkammer des Schreibtisches auf, worauf zehn strammgefüllte Leine Leinwandstücke und zehn die Pakete von Zwanzigtröten-Roten sichtbar wurden. Auf den Säcken und auf den Papierstücken, die die Bantnoten zusammenhielten, wiederholte sich die Zahl sechsaufend.

Jmres Gesicht war dunkelrot, seine Augen funkelten.

„Überzeugen Sie sich, ob es stimmt“, sagte Frau Bräuner gelassen.

„Nicht nötig; erstens traue ich Ihnen und zweitens kann ich ja zu Hause zählen.“

„Wie es Ihnen beliebt.“

Sie sah ihm still zu, wie er mit zitternder Hand das Geld in die Tasche packte. Dabei bemerkte sie, daß er einen falschen Bart trug.

„Wir sind fertig“, sagte er jetzt mit zitternder Stimme.

Er wollte gehen, da hielt sie ihn zurück.

„Sie müssen mich wieder auf meinen Platz hinausbringen“, sagte sie sanft.

Er tat es. Dann verbeugte er sich und ging.

Anna begleitete ihn bis an das Tor, das sie hinter ihm schloß. Erst als er schon draußen war, bemerkte sie, daß seine vorher ganz schlaffe Tasche jetzt mit irgendetwas gefüllt war.

Dann ging sie rasch nach der Halle und atmete erleichtert auf, als sie Frau Bräuner mit lächelndem Brief lesen sah.

Johanna hat, von der Mühleiten Seite herkommend soeben die Allee erreicht, die zum Erlenhof führt, da sieht sie durch den Nebel undenklich einen Mann vor sich. Er rennt — er leucht — er verschwindet hinter einem Strauch — und gleichzeitig schreit einer mit Jozefs Stimme: „Schuß! Glender Schuß! Die Tasche her!“ Dielem Schreien folgt ein stummtes Ringen.

Johanna, die den kämpfenden schon ganz nahe ist, springt vom Pferde und eilt auf die beiden zu, die gerade in den Graben rollen.

Jetzt tauchte der eine auf. Er hält eine Tasche. Er ist Johanna fremd — ein falscher Bart fällt von seinem Gesicht — in seiner linken Hand glänzt etwas. Ein Pfeifer? Ein Dolch? Er zielt die Waffe gegen Jozef, der jetzt empört dorthin und sich auf ihn wirft. Da gibt Johanna einen Schuß ab — er trifft, aber nicht den Richtigen. Jozef sinkt, in das Bein getroffen, nieder. Der andere ist keil und springt mit seinen Beute davon. Gleich darauf hört man sich rasch entfernenden Fußschlag.

Johanna kniet neben Jozef.

„Sie Armer!“ flugte sie. „Ja“

wollte Sie retten und habe Sie getroffen.“

Er lächelte. „Aut nichts“, murmelte er. „Der Herr ist geteilt und das Geld wird man wohl auch wieder bekommen!“

Jozef rümel noch ein Paar mal — dann schließt er die Augen und verliert das Bewußtsein.

Es ist Abend geworden.

Der Arzt ist bei Jozef. Zum Glück handelt es sich um eine Fleischwunde. Der Arzt meint, der Verletzte werde in ein paar Wochen wieder hergestellt sein.

Johanna macht sich trotzdem bittere Vorwürfe — nicht Jozefs wegen, sondern weil sie fürchtete, ihrem Anteil geschadet zu haben.

Aber ihre Tante tröstet sie liebevoll und redet offen mit ihr über die letzten Vorkommnisse.

Soeben hat Anna, die heute ganz glücklich ausieht, die Lampe angezündet, da fährt draußen ein Wagen vor. Die drei blicken einander an, dann die drei Johanna an das Fenster.

„Der Onkel!“ jubelt sie. „Der Onkel!“

Anna ist schon draußen, läuft schon zum Tor. Johanna kann noch immer nicht die Wille von dem endlich wieder Heimgekehrten wenden — aber jetzt reißt sie die Augen doch von ihm los, wendet sich in die Halle zurück und — sieht wieder einen Schrei aus. Wie angezogen haben sie bleibend, starrt sie auf ihre Tante, die sich erhoben hat, die zuerst langsam und schwankend und dann immer sicherer und schneller durch die Halle geht und an der Tür mit ihrem Gatten zusammentrifft.

Dort breitete sie die Arme aus, steht ihm mit leuchtenden Augen an und schreit: „Mein Karl! Mein Karl!“

Sie begreift nicht, warum die zwei Herren, die ihr entgegenkommen, laut aufschreien.

„Erst als ihr Mann sie in die Arme schloß und jubelte: „Du bist gesund? Emma, Du kannst wieder gehen?“ — erst da fällt es ihr ein, daß etwas Seltsames mit ihr geschehen ist. Da die ungeheure Freude ihr die Bewegungslosigkeit wieder gegeben hat, die ein tödlicher Schrecken ist, erst raubte.

Aber ihr Befinden ist ihr immer nebensächlich gewesen. So auch jetzt. „Hoch lächelnd, aber nur ganz nebenbei sagt sie: „Ja, ich glaube, ich bin wieder gesund. Aber Du, Du — mein armer Mann — hast Du viel gelitten?“

Den Arm um sie schlingend, führt Bräuner seine Frau zum Sofa, setzt sich neben sie und redet zärtlich auf sie ein — alles andere ist vergessen.

Johanna, die sich schon ein wenig gefaßt hat, will jetzt auch den Anteil mitkommen heißen, aber sie schwankt. Da eilt Amberg auf sie zu, sie zu fassen.

Und da geschieht, was beide wohl selber überrascht — sie liegen plötzlich Brust an Brust, und zärtlich streichelt das jungen Mannes Hand über das Haupt des schluchzenden Mädchens.

Frau Bräuner löst eine Hand aus der ihres Mannes und deutet lieb lächelnd auf das fassungslos junge Paar. Da blüht auch der alte Herr auf und fragte verwundert:

„Du, Emma, ist das auch ein Wunder dieser Stunde?“

Die Frau schüttelt den Kopf.

„Nein, das hat sich schon lange vorbereitet“, antwortet sie und winkt Amberg zu, der plötzlich Johanna freiließ und wie ein Schuldiger aufsteht.

Ganz langsam kommt er, das Haupt tief gesenkt. Da sagt sie rasch: „Aber, lieber Amberg, gratulieren Sie mir doch, wie mein Mann und ich Ihnen dazu gratulieren, daß nun alles — offenbar geworden ist!“

Aus dem Waldhause führten sie einen lebenden, mit starken Strichen gefesselten Mann nach Neudorf.

Der Bürgermeister und der Bago-bund führten mit der schweren Tasche, die man Biro abgenommen, auf dem einseitig blau abgetragenen Wagen dem Dorfe zu.

Im Waldhause aber blieb Sandor von Kassony bleich und still zurück. Er hatte mit dem Leben und seinen Irthümern abgeschlossen.

Am andern Tage schon befand Bräuner sich im Besitz des Vögelgeses — und auch Johanna erfreute sich bald ihrer Freiheit.

Sie hatte Landvorsitz zu sich gerufen und offen mit ihm gesprochen. Es verlegte nicht einmal ihre Eitelkeit, geschweige denn ihr Herz, daß er sie ohne jeden Widerstand freiließ.

Jahre waren vergangen.

Frau Johanna von Amberg, die mit ihrem Gatten jetzt die Bewirtschaftung des Gutes befragt, ist noch immer schnell zum Handeln bereit; trotzdem ist sie eine wackere Ehefrau ihrer beiden ältesten Kinder, die nicht nur ihr und ihres Mannes höchstes Glück bilden, auch dem alten Ehepaar, das nun ganz still für sich lebt, sind sie der Sonnenschein im Hause.

In den lieben Wäldern, die im Erlenhof verstreut, gehören auch Jozef

Colmar und seine hübsche Frau, Anna. Die beiden leben in Wien. Colman hat dort mit Bräuners Hilfe ein Drogengeschäft errichtet, das so reichlich Geld einbringt, daß die beiden trefflichen Menschen bald sehr wohlhabend sein werden.

Im Erlenhof ist es wieder so gewöhnlich, wie es vor Bräuners Entführung war, und die trübe Zeit hat keiner der Beteiligten vergessen. In Bräuners Schreibtisch liegen noch zwei Andenken an die furchtbaren Tage: eine goldene Zigarettenspitze mit Bergstein und ein verbeßtes Schnappmesser. Auch das letztere weist zwei Buchstaben auf: J. B.

Jmre Biro und Sandor Kassony sind die einzigen Schattten, die zuweilen im Erlenhof umgehen; sonst herrscht da der heitere Frieden, der überall dort zu finden ist, wo gute Menschen leben.

Unter die guten Menschen ist auch der Stroch gegangen. Er erfreut sich wieder seines bürgerlichen Namens, Andreas Brunner, arbeitet jetzt eben so gern, wie er einst gesaulenz hat, und befindet sich in dem geregelten Leben des Erlenhofes viel wohler als in der traurigen Ungebundenheit der Landstraße.

(Ende.)

Die Naturgesetze.

Humoreske von Friedrich Thieme.

Der Professor der Physik Dr. Rubitzler lebte ausschließlich seiner erhabenen Wissenschaft. Nichts interessierte ihn, was sich nicht mit ihren Gesetzen in Zusammenhang bringen ließ. Seine Freunde sagten ihm so gar nach, er habe seine Frau nur wegen ihrer streng nach mathematischen Grundgesetzen gebaute Kalen zum Altar geführt und an ihrem Körper befände sich seine einzige trumme Existenz. Der Professor war ein solider Herr. Zuweilen ging er aber doch einmal in den Klub und dann tanzt er sich a conto seiner sonstigen Solidität mit etwas mehr sentimentlichem Stoff regalierte, als für die Erhaltung seines mathematischen Gleichgewichts zuträglich war. Die Studenten meinten dann, der Professor habe sich, um seiner Materie seiner Wissenschaft fremd zu bleiben, auf die schiefste Ebene begeben und mit Aufbietung aller Kräfte den „Schwerpunkt“ gesucht.

Eines Abends lehrte er als Schwerpunktsforscher in seine friedliche Wohnung zurück. Seine Gattin richtete ihre edelste Gestalt zornig im Bette empor, so daß sie in ihrem weißen Nachtgewande wie der Geist eines Kleiderjägers ausah.

„Du hast zu viel gerunkelt“, rief sie dem hereinplötzenden Gemahl gereizt entgegen.

„Entschuldig, liebe Selma“, erwiderte der Professor mit schwerer Stimme, „daran ist die Leichtgläubigkeit des famosen Pilsener Schuld. Auf der Welt richtet sich alles nach ewigen Naturgesetzen. Du mußt wissen, mein Kind, daß Flüssigkeiten Körper sind, deren Moleküle sich im stabilen Gleichgewicht befinden. Bei ihnen geht die schwingende Bewegung der Moleküle fortwährend in fortschreitende Bewegung über und die Lebhaftigkeit der letzteren ist es, welche die Leichtgläubigkeit bewirkt. Diese nun —“

„Unfinn!“ rief seine Gattin. „Nach, daß Du in die Falltommel!“

„Das ist kein Unfinn, Liebe, das ist — ein — ein — Naturgesetz!“

„Ach was, Naturgesetz! Du taumelst ja wie ein tranker Wops, kannst nicht mal den geraden Weg zum Bette finden!“

„Ah, mein Herz, das ist nicht mehr als natürlich: Nach dem ersten großen Keplerschen Gesetz bewegen sich die Planeten in Ellipsen, in deren einem Brennpunkte die Sonne ist.“ Die Sonne ist in diesem Falle Du.“

„Larifari —“

„Durchaus nicht, holdes Weib. Die trummen Bahnen der Körper lassen sich nur durch eine die geradlinige Bewegung unangeseht störende Kraft erklären.“

Indem der Professor das sagte, verlor er seine Stillesele auszuweichen und fiel der Länge nach zu Boden.

„Da liegt Du richtig,“ räsonierte Selma. „Das dachte ich mir.“

„Alles — gefeh — müßig“, rümpfte der in der Wille gerärbte Mathematiker. „Der geniale Revisor hat uns gelehrt, daß die Körper das Bestreben haben, sich einander zu nähern und in gegenseitiger Reue oder Berührung sich festzuhalten. Die Anziehungskraft der Erde —“

„Steh auf“, donnerte ärgerlich sein Frau.

„Ich kann nicht, meine Liebe.“

„Warum denn nicht?“

„Erstens nicht nach dem gallischen Gesetz der Trägheit. Ein in Ruhe befindlicher Körper bleibt in Ruhe, bis er durch eine Kraft in Bewegung gesetzt wird. Zweitens bedingen die Grundeigenschaften der Flüssigkeiten meine Lage. Du mußt wissen, daß Flüssigkeiten nur dann zur Ruhe kommen können, wenn die Oberfläche eine horizontale Ebene bildet, was nun das einschneidende Ge-

setz gehalten sein wie es wolle. Du siehst also, bestes Weib, daß ich triftige Gründe habe, hier liegen zu bleiben, und mich nicht etwa von Leichtfertigkeit oder Niedertracht bestimmen lasse. Ich unterwerfe mich lediglich den Naturgesetzen. Du hast also keine Veranlassung, mir zu zürnen! Kennst Du nicht Goethes erhabenes Wort: Nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen werden wir alle —“

Weiter kam er nicht. Eine eiskalte Wasserflut ergoß sich über sein Haupt. Die garten Hände seiner Gattin hatten den bis zum Mund gefüllten Wassereimer erfaßt und den Inhalt über sein schuldiges Haupt ergossen. Straupelnd, pustend, schreiend sprang der Professor in die Höhe und wuschte sich, plötzlich erluchtet, das Wasser aus den Augen.

„Zum Kukud, Selma, was machst Du denn?“

„Ich handle nur nach dem Naturgesetz, wonach ein in Wasser getauchter Körper so viele Gramm von seinem Gewicht verliert, als die ihm gleichgroße Wassermasse wiegt,“ sagte die Frau Professor höhnisch. „Ich habe Dein Gewicht erzieht, um Dich auf die Beine zu bringen. Du siehst also, lieber Mann, daß ich gute Gründe hatte, so zu handeln, und mich nicht etwa von Leichtfertigkeit oder Niedertracht bestimmen ließ. Ich unterwarf Dich lediglich einem Naturgesetz. Du hast also keine Veranlassung, mir zu zürnen. Du weißt ja, der große Goethe —“

„Schweig“, knurrte ärgerlich und beschämt der Professor und legte sich ins Bett.

Der Generalmarsch. Blätter von Strauß.

Eine hübsche Anekdote über den verstorbenen Musiker Prof. Georg Niemannsneider hat sich in Straußland, seiner Geburtsstadt, erhalten. Das Geschichtchen spielt in der Jugendzeit Niemannsneiders, und es ist seinerzeit von dem Herausgeber der „Oesterreichischen Musik- und Theaterzeitung“ in einer eingehenden Würdigung Niemannsneiders als Komponist wiedergegeben worden. Der mit der Bioline schon sehr wohlvertraute, kaum Nebenjüngliche Knabe hatte eine Violinkompete bekommen, auf der er erstaunlich schnell und gut seine musikalische Veranlagung zum Ausdruck brachte, und zwar, wie sich eines Tages zeigte, in recht oerblühender Weise. Der kleine Georg stand eines Sonntagsmittags auf dem Neuen Markte zu Straußland und blies nach Herzenslust — Generalmarsch, worauf denn auch in kurzer Zeit die gesamte militärische Besatzung der Festung von allen Seiten herbeigerannt kam, zur höchsten Ueberrauschung des Kommandanten, eines alten Generals. Auf dessen Befehl suchte eine Ordnung den Uebelthäter und führte ihn zum General vor, der anfänglich gar nicht glauben wollte, daß ein so kleiner, schwächlicher Kerl der Generalmarsch-Bläser gewesen sei, bis ihm dieser auf sein Erludnen das Stück noch einmal mit Kraft und Perve vorblies. Der alte Herr war höchst erstaunt; er begab sich bald darauf zu Niemannsneiders Vater und rief ihn, den Jungen für die Musik ausbilden zu lassen.

Das griechisch lateinische Tanzkränchen.

In Ostpreußen erzählt man sich folgende Anekdote aus dem Schulleben, die man wohl zu den gut erfindenen rechnen darf. In einem kleinen Landstädtchen stand an der Spitze des Gymnasiums als Direktor ein Humanist von reinstem Wasser. Die Vorleser für Syntax und Grammatik, für Kenophon und Cäsar, zeltige manchen sonderbare Blüten. So war der Herr Direktor u. a. auch auf den Einfall gekommen, mit seinen Pümanen alle 14 Tage ein Tanzkränchen zu veranstalten, das nebenbei den Jüngel hatte, die Kommandos der Francaise oder der Quadrille auf griechisch und lateinisch zu üben. Diese Tanzkränchen waren sowohl der Schreden der Schüler als auch der Lehrer, die dazu „befohlen“ waren.

Eines Tages begab es sich, daß der 8. Dezember, der Geburtstag des Horaz, besonders feilich durch ein Tanzkränchen gefeiert werden sollte. Alle fügten sich ins Unvermeidliche — nur der Herr Klassenlehrer zog es vor, zu Hause zu bleiben. Am nächsten Tag steht der schuldbehaftete Professor den Direktor mit mißvergnügter Miene auf sich zukommen.

Nun, Herr Professor, leider mußten wir Sie ja gestern bei unserem schönen Tanzkränchen vernachlässigen.“ In der Zeit der Zeit in vorwurfsvollem Ton; wie freiteten den 8. Dezember, den Geburtstag des Horaz. Warum kamen Sie nicht? — Der Professor, der als Spatzvogel schon berüchtigt war, machte ein recht bedrücktes Gesicht und sagte: „Wissen Sie, Herr Direktor, ich war noch so krank, vom Tage vorher, dem 7. Dezember — das ist nämlich der Todestag des Cicero!“

— Druckfehler. Bei General 2. wurde man gekren in intimer Familienkreise die Verlesung zweier Bücher.